

(Nachdruck verboten.)

5]

Joseph Conroy.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer

„Wir wollen von diesen schrecklichen Leuten weg gehen“, sagte Polly. Sie sprechen gottloses Zeug. Komm' weiter Jos.“

„Schön, ich hätte Ihnen zwar noch ganz gern zugehört“, antwortete Jos. „Ich mache mir nichts aus dem Durcheinander mit seinem Latein und Griechisch, aber ich halte von dem Kerl mit der Fahne mehr. Erinnerst Du Dich noch auf ihn, Polly, derjenige in der Menge gestern, der da sagte, die Königin sollte lieber uns was zu Essen oder sonst was geben, als daß sie erlaubte, daß die Leute ihre Wege so viel Geld ausgaben.“

„Ich habe immer sagen hören, daß wir Methodisten strenger sind als die Leute, die sich zur Hochkirche bekennen“, bemerkte Polly. „Wenn Du willst, kannst Du ja dableiben; ich darf nicht.“

„Ich hab seine Adresse“, fuhr Jos fort, ohne auf Pollys Bemerkung einzugehen.

„Du willst ihn doch nicht etwa besuchen?“

„Kann sein, kann auch nicht sein.“

„Da kann nicht viel Gutes herauskommen, wenn Du Dich mit solchen Leuten einläßt“, bemerkte Polly. „Gorch, drüben singen sie Choräle, wir wollen zuhören.“

Jos sah aufmerksam auf sein schönes Liebchen. Dieses aber hatte die Augen niedergeschlagen, so daß sie seinen Blick nicht bemerkte. Er wandte sich lächelnd ab und folgte ihr zu einer Gruppe von Frauen und Kindern, die ein Harmonium umstanden. Im Weitergehen sah er auf die im Grase liegenden Männer, einige schliefen, andere waren wach; alle aber waren mehr oder weniger zerlumpt. Diese schienen bereits mit der Welt vollständig abgeschlossen zu haben, sie kümmerten sich nicht um das, was um sie vor ging und sie schienen froh zu sein, daß sie wie ein Stück Holz auf dem Boden liegen konnten. Sie bildeten einen Gegensatz zu den Leuten, die geistliche Lieder sangen, zu den Männern und Frauen, die, unter den Bäumen liegend, den Reden zuhörten und zu der Menge, die bei der Musik stand. Jos sah die Leute nicht gern an. Es war ihm so, als seien sie aus Reiz und Glibed gefallen und wäre das gesamte Heer über sie hinweg marschiert, ohne weitere Notiz von ihnen zu nehmen, ohne zu forschen, weswegen sie entgleist seien, und ohne sich zu bekümmern, was denn aus ihnen werden sollte.

„Wie spät ist es?“ fragte ihn Polly.

„Ich habe keine Uhr bei mir“, antwortete Jos und in seiner Stimme lag ein Ton von Bitterkeit.

„Ach entschuldige, ich vergaß ganz. Ich denke, es ist jetzt Zeit für mich, nach Haus zu gehen; ich darf nicht zu spät zum Gottesdienst kommen.“

„Sei doch nicht albern“, sagte sie kurze Zeit darauf zu ihrem Liebhaber, als er sie zu küssen versuchte. Schließlich ließ sie es aber doch geschehen. Langsam gingen sie dem Ausgange des Parks zu. Er würde gern den Abend mit ihr im Park verbracht haben, Polly bestand indessen auf ihrem Willen. Sie meinte, die „rote“ Pferdebahn würde schon an der Ecke warten und sie müßten sich daher beeilen. Sie war ein wenig böse auf Jos. Er hatte ihr heute gar nichts angeboten, nicht einmal eine Tasse Thee oder eine Flasche Ingwerbier. Früher war es anders, da war er freigebig gewesen und hatte sie mit allem Möglichen bewirtet. Das machte sie sich aber nicht klar, daß jetzt sein Geld zu Ende sein mußte, ja daß er so gut wie gar keins besaß, wollte ihr nicht einleuchten. In ihrem Geiste schätzte sie Jos in dem Maße, in dem er ihr Liebes und Gutes erwies. Sie betete: „Ach, lieber Gott, laß Jos Arbeit finden, damit er mich heiraten kann.“

Auf dem Verdeck der roten Pferdebahn fuhren sie nach der Cannonstraße zurück. Sie fuhren zwischen Guirlanden von Papierblumen, Fahnen und Bannern, die Whitechapel ein so heiteres und glänzendes Aussehen gaben, als wäre es eine Stadt des Kontinents gewesen. Ueber Verkaufsläden angebrachte Inschriften begrüßten die Kaiserin-Königin, überschütteten den Prinzen von Wales mit frommen Wünschen

und ersehnten die Segnungen des Himmels für die königliche Familie. Das große London Hospital prahlte mit der großen Zahl seiner Patienten, und die großen Brauereien waren mit rotem Tuch und Goldpapier überreich geschmückt. Jos begleitete Polly bis zu ihrem Hause und dort wartete er. Wohl möglich, daß er glaubte, man würde ihn zum Abendbrot einladen, denn er blickte durch das Fenster auf Mrs. Elwin, die Polly erwartete. Das kleine Wohnzimmer erschien recht einladend. Der Tisch war mit einem weißen Tuche bedeckt, und auf ihm standen Brot und Butter, Salat und Brunnenkresse, Garneelen und die Theemaschine. Ost hatt Jos mitgegessen, und noch vor ein paar Wochen würde ihn Mrs. Elwin aufgefordert haben, dazubleiben, heute aber streichelte sie ihre Nase und schien gar nicht bemerken zu wollen, daß er draußen stand.

„Adieu“, sagte Polly, indem sie ihm die Hand reichte und die Augen niederschlug.

„Adieu!“ antwortete Jos.

Sie trat in das Haus, während er die Straßen entlang schlenderte. Den Hut zur Seite gesetzt und die Hände in den Taschen pffif er ein Liedchen vor sich hin. Endlich kam er zu einem kleinen Hause in einer engen Straße, das eine schmutzige Haustür und zerbrochene Fenster Scheiben hatte. Er trat ein, und eine enge, dunkle Treppe führte ihn in seine Kammer. Hier öffnete er einen Schrank, und als er nichts darin fand, schlug er seine Thüren heftig zu. Ein halbes Brot lag auf dem Tisch, und er schnitt sich davon ein Stück mit seinem Taschenmesser ab. Auf seinem Bette sitzend verzehrte er die Kruste, die er vom Brot getrennt hatte, aber so langsam ging es, als ob das Kauen für seine Zähne zu schwer wäre, und er es gar nicht hinunter bringen konnte. Während er aß, sah er sich im Zimmer um, das so klein war, daß er beide Hände berühren konnte, wenn er in der Mitte stand, und so finster, daß er vom Fenster aus nicht bis zur gegenüberliegenden Wand sehen konnte. Das Zimmer wimmelte von Fliegen, und auch beim Essen flogen sie ihm ins Gesicht. Kein Buch, kein Bild war im Zimmer, nur kahle Wände, und ein kleiner Tisch, von dem ein Fuß kürzer war als der andere. In der niedrigen Bettstelle lag eine Strohmattlage und eine schmutzige Decke. Voller Ekel sah Jos nach der gegenüberliegenden Wand. Dann steckte er sich eine Pfeife an und trat ans Fenster, von dem sich ihm ein Blick auf Dächer und Schornsteine bot. Auch eine abgemagerte schwarze Katze, die zwischen Ziegeln und Schieferplatten kümmerlich ihr Leben fristete, bekam er zu sehen. Jos schob seinen Hut zurück, stemmte die Ellbogen auf das Fensterbrett und schaute schwermütig auf die umliegenden Dächer. Kirchen- und Kapellenglocken klangen, und unter den Stimmen dieser Glocken glaubte er auch den Wiederhall von Glocken zu hören, die er nicht gefamnt hatte zu einer Zeit, die in Wirklichkeit noch gar nicht so lange zurücklag, eine Zeit, die seinem Gedächtnis aber fast schon entschwunden war, eine Zeit, in der seine Lage sich von seiner gegenwärtigen unterschied wie das Licht von der Finsternis. Er sah, wie der Rauch aus seiner Pfeife aufstieg und sich in der Luft zu Ringen kräufelte, und dabei mußte er an die Jahre denken, an die ihn die Glockentöne erinnert hatten, an die Jahre, die er auf dem Lande verlebt hatte.

IV.

„Es ist nicht gut für mich, wenn ich den ganzen Abend hier sitze“, sagte nach einer Weile Jos zu sich. „Ich kann aber doch bei hellem, lichtem Tage noch nicht in die schmutzigen Decken kriechen. Das Beste ist wohl, ich besuche mal den Mann von gestern.“

Er zog aus seiner Tasche ein Blatt Papier und warf einen Blick darauf. Dann klopfte er die Tasche aus seiner Pfeife, setzte seinen Hut grade und ging hinunter. Unten auf der Straße zeigte er einem Schutzmann, der zufällig in der Nähe des Hauses stand, das Stückchen Papier. Der Schutzmann las die darauf stehende Adresse und wies ihm die Richtung nach Ratcliffe Highway.

„Ich bin neugierig, ob es noch lange so warm bleiben wird“, sagte Jos während des Gehens zu sich. „Ich erinnere mich nicht, daß wir jemals bei in diesem Jahr einen Sommer ohne Frühling gehabt hätten.“

Dann richteten sich seine Gedanken auf den Mann, dessen

Adresse auf dem Stück Papier stand, und dessen Bekanntschaft er am Nachmittage des vorhergehenden Tages gemacht hatte, als er in Mile End, in der Nähe des „Volks-Palastes“ stand. Eine große hagere Gestalt mit einem schmalen Gesicht und scharf geschnittenen Zügen hatte seine Aufmerksamkeit erregt, und als dieser so sonderbar aussehende Mann zu sprechen anhub, hatte er mit offenem Munde zugehört, als wäre er foeben erst vom Lande nach der Stadt gekommen.

„Was steht Ihr denn hier und gafft?“ hatte der Mann die Menge angeredet. „Wißt Ihr denn nicht, daß die Königin bloß ein altes Weib ist, der es ganz gleich ist, ob wir alle verhungern, wenn sie nur zu essen hat? Hat sie denn jemals etwas für uns gethan?“

„Wenn das Ihre Meinung ist, warum kommen Sie denn überhaupt hierher?“ hatte darauf einer gesagt. „Glauben Sie denn, Gott der Allmächtige würde so schön die Sonne über sie scheinen lassen, wie er es thut, wenn sie keine gute Frau wäre? Wohin sie auch geht, und was sie auch thun mag, immer hat sie das schönste Wetter. Gott schütze sie.“

Der Mann hatte bei dieser Frage laut aufgelaßt; und bevor er noch antworten konnte, hatte ihn Jos mit den Worten am Arme gepackt:

„Still, alter Junge. Wenn Sie sich auch selbst nicht freuen können, dann seien Sie wenigstens ruhig.“

„Das ist so wahr wie das Evangelium,“ sagte der Mann, indem er sich ganz umwandte: „Daran können Sie nichts ändern.“

Dann hatten sie noch hin und her gestritten, und bevor noch die Königin vorüber zog, hatte der Mann Jos aufgefordert, ihn zu besuchen.

„Sie sind gar nicht so „grün“ wie Sie aussehen,“ hatte er zu dem jungen Landmann gesagt und ihm dabei ein Kompliment machen wollen. „Was das Volk jedoch betrifft,“ fuhr er fort und zeigte dabei mit der Hand auf die umstehende Menge, „mit denen läßt sich gar nichts mehr anfangen.“

Jos kam endlich in die Straße, in die er wollte, aber vergeblich suchte er das Haus jenes Mannes. Suchend ging er auf und ab. Ein Junge sagte ihm, daß die Nummern geändert worden waren. Erst am Nachmittage des vorigen Tages hätten zwei Herren dasselbe Haus und denselben Mann gesucht, aber unverrichteter Sache hätten sie weggehen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Persönlichkeiten auf der Bühne.

Es ist eine Sehnsucht nach geworden in der Kunst unserer Zeit: die Sehnsucht nach Größe. Zumal in jungen deutschen Drama lebt und webt sie. Man kann keine Wallenstein-Aufführung besuchen, ohne von dem Gedanken an unsere moderne Dichtung etwas beengt zu werden. Man kann keinen Abend an der Tafel Shakespeares verbringen, ohne sich nachher in seiner jüngstdeutschen menschlichen Dürftigkeit wie ein Bettler vorzukommen. Man sehnt sich heraus aus dem Alltag und den Stücken des Alltags. Man möchte wieder die Gipfel besteigen, wo der Blick weit und frei ist. Man möchte endlich einmal nicht von einem Menschen, sondern von der Menschheit handeln. Man möchte endlich die Geschichten hinter sich lassen und Geschichte zeigen — gewaltige Ehrfurcht einflößende Geschichte.

Der Rückschlag mußte kommen. Die sozusagen technischen Feinheiten des realistischen Alltagsdramas sind nachgerade so billig geworden, daß selbst nüchterne Spekulanten sich damit schmücken. Es war ein Verdienst des jungen Dramas, daß es an Stelle des öden Gewigels und der abstrakten Papiersprache einen lebendigen, atmenden Dialog setzte. Heute aber hat ein guter Dialog bereits aufgehört ein sonderliches Verdienst zu sein. Mit Hilfe des Dialekts (allerdings nur damit) vermag jetzt auch ein bescheidenes Talent oder ein kluger Virtuose einen Dialog zu schreiben, der sich von Menschen sprechen und hören läßt. Damit ist ein Fortschritt gemacht, aber das realistische Alltagsdrama hat auch ein Stück seiner Existenzberechtigung verloren. Ähnlich liegen die Dinge aber auch in anderer Beziehung, beispielsweise in Bezug auf die Milieuschilderung. Wer in einer epischen Dichtung ein Milieu lebendig und greifbar schildern will, muß immerhin etwas von einem Dichter in sich haben. In einer Bühnendichtung ist das anders. Hier genügt eine scharfsäugige exakte Beobachtung, weil am Abend der Aufführung Regisseur und Dekorateur dem Schriftsteller die Nähe abnehmen, seine Aufzeichnungen greifbar zu machen. Es wird eben ein wirklicher intimer Salon oder eine wirkliche schmutzige Kellerwohnung hergestellt. Einige von den neueren

Bühnendichtern haben ja im Hinblick auf diesen Zusammenhang in ihren Bühnenspielen die Schilderung ganz und gar aufgesteckt. Statt eines besetzten Bildes geben sie uns einen nüchternen, mathematischen Grundriß der Verhältnisse.

Daß aber damit die Milieuschilderung wenigstens zum gut Teil den Dichtern genommen und den Handwerkern in die Hände gespielt wird, liegt auf der Hand. Trotzdem ist die feinere Zeichnung des Milieus, die wir dem jüngstdeutschen Drama danken, natürlich ein Fortschritt, nur daß dieser Fortschritt eben heute so sehr allgemeines Gut geworden ist, daß er aufhört, dem Alltagsstück Existenzberechtigung zu gewähren. Mit der Charakteristik ist es nicht viel anders. Es bleibt selbstverständlich immer ein Vorrecht des Dichters, wirkliche Menschen auf die Bühne zu stellen. Die Mittel aber, die unsere Jüngsten langewandt haben, dieses peinliche Aufzeichnen des peinlichsten Nausperns und Spindens fordert geradezu zur Nachahmung heraus und ist dem auch in hundert Fällen der seelenlosen Nachahmung verfallen. Kurz und gut: die feine, intime, belebte Milieudichtung hat in der deutschen Litteratur ihre Mission erfüllt; sie hat Schule gemacht und damit einen Zustand der Ueberfättigung geschaffen, aus dem man sich heraussehnt. Wir haben so lange im Feinen und Engen gelebt; wir möchten nun wieder ans Meer oder ins schaurige Gebirge.

Alle scheinen von dieser Sehnsucht erfaßt zu sein. Hauptmann versuchte es mit dem „Florian Geher“; der kalte Effekthascher Sudermann hielt die Konjunktur für günstig genug, um den ersten „Johannes“ stoff in „spannende“ Szenen zu bringen, und Halbe vermaß sich, in „Eroberer“ den Geist der Renaissance heraufzuzaubern. Alle haben es versucht und niemandem ist es gelungen. Hauptmann tröstete sich mit der bunten Poesie der „Verfunkenen Glode“; Sudermann wurde tiefsinnig und schrieb die „Drei Reihersfedern“; Halbe kehrte zu seinem alten Herde zurück. Das große Drama, die historische Tragödie blieb aus.

Einige Leute zogen daraus in allem Ernst den Schluß, daß ein historisches Drama in unseren Tagen nicht möglich sei, und das war keineswegs so paradox, wie es auf den ersten Blick anzu sehen möchte. Die Frage nach dem historischen Drama fällt nämlich mit der Frage nach dem Träger der historischen Handlung zusammen. Anders gesprochen: Die Frage nach dem historischen Drama ist mit der Frage nach dem historischen Helden identisch. Nun sind aber unsere Anschauungen über das historische Heldentum so von Grund aus neu geworden, daß uns die vorhandenen historischen Bühnenshelden (auch diejenigen der unsterblichen klassischen Dramen) in manchen Beziehungen fremd und verschollen und theaterhaft vorkommen. Von diesem Gefühl aus aber war kein allzulanger Weg zu der voreiligen Behauptung, daß unsere Zeit ein historisches Drama nicht verträge. Unsere Zeit verträgt natürlich sehr wohl ein historisches Drama, nur daß es eben ihr Drama sein muß und nicht das historische Drama einer untergegangenen Epoche. Es wäre in der That ein wunderlicher Zustand, wenn die eminenten Fortschritte, die die Geschichtswissenschaft gerade in unserem Jahrhundert zu verzeichnen hat, das historische Drama nicht vertieft, sondern vielmehr unnötig gemacht hätten. Das Drama wäre dann nicht, was es thatsächlich ist, nämlich die tiefste Kunstgattung, die Menschen bekannt ist, sondern wäre vielmehr eine harmlose — oder je nachdem auch nicht harmlose — Schaustellung, die ein Publikum von Kindern oder unwissenden Erwachsenen verlangt. Jeder Blick in die Tiefen der Geschichte muß notwendig dem Drama zu gute kommen, das an Bedeutung und Größe wächst, je mächtvoller es den Zusammenhang der Dinge zu entschleiern und das schreitende Schicksal darzustellen weiß. Nur muß natürlich ein historisches Drama, das moderne Menschen erschüttern soll, auf den Ergebnissen der modernen Geschichtswissenschaft beruhen, nicht aber auf den frommen Legenden früherer Tage oder gar auf einem durchaus nicht frommen, sondern höchst schädlichen Byzantinismus. Wer heute ein historisches Drama schaffen will, muß sich darüber klar sein, daß er nicht nur ein neues Drama, sondern einen neuen Stil zu schaffen hat. Das ist eben keine billige Forderung, die wir damit stellen, aber die höchsten Lorbeeren sind nun einmal in der Kunst wie auf allen anderen Gebieten nur im den höchsten Preis zu haben. Fragt sich nur, wie der Stil des modernen historischen Dramas sich von demjenigen Shakespeares und Schillers zu unterscheiden habe. Um dieser Frage auf den Leib zu rücken, müssen wir zunächst die andere Frage beantworten: Wie sehen wir den historischen Helden?

Es sei einmal gestattet, negativ zu verfahren, indem wir zunächst feststellen, wie wir ihn nicht sehen. Wir sehen ihn nicht unbedingt, d. h. nicht als den Halbgott oder Uebermenschen, der die Geschichte aus souveräner Machtvollkommenheit in seine Bahnen zwingt, während sie sonst vielleicht einen ganz andern Verlauf genommen hätte. Die Anhänger dieser Anschauung pflegen von sich anzunehmen, daß sie mit einem besonders tiefen Gefühl für die Erhabenheit und Würde der Menschennatur ausgestattet seien, nur daß sie leider mit ihrer Auffassung das Schicksal der gesamten Menschheit der grauenvollsten Willkür preisgeben, was sich uns mit der Erhabenheit der Menschennatur nicht eben leicht zu vereinigen scheint. In einer Zeit einfacher Verhältnisse, wo die Produktion für einen kleinen lokalen Markt arbeitete und genau geregelt war, mochte leicht die Illusion entstehen (und sie ist entstanden), als ob der Mensch in Freiheit die Erde beherrsche. In unseren Tagen aber, wo die Abhängigkeit der Einzelnen von der „Konjunktur“ so handgreiflich ist, ist der Glaube

Kleines Revueletton.

an diese Freiheit und historische Unbedingtheit des Mensch zu gestorben. Krisen und Arbeitslosigkeit haben es auch vielen Schädeln eingebläut, daß wir im Zusammenhang eines Ganzen leben, das kein Einzelner zu zwingen vermag. Der Glaube an die Allmacht des Individuums ist tot und die Helbenverehrung im alten Sinne ist es damit auch. Nun mag es freilich gewagt erscheinen, das auszusprechen in einer Zeit, in der der Bismarckkultus der Bourgeoisie und des Zunftertums in Gehirnverweichung ausgeartet ist. Mit dem Bismarckkultus ist es indessen ein eigen Ding. Man müßte ein sonderbarer Schwärmer sein, um ihn für den christlichen Anschlag einer in unabhängigen Denken gewonnenen christlichen Gesinnung zu halten. Er steigt vielmehr aus sehr greifbaren materiellen Interessen seiner Priester und spricht mithin — in seine Psychologie aufgestellt — nicht sowohl gegen, als vielmehr für die Abhängigkeit des Individuums. Dieses Bourgeoisie, deren Bismarckbegeisterung in allen patriotischen Schenken jöhlt, würde den Dichter ausspießen, der ihnen auf der Bühne einen historischen Helben im Sinne ihres eignen Bismarckkultus zeigte, eben weil im Theater die materiellen Interessen schweigen, die im Leben den dunklen Grund der hellen Hymnen bilden. Daß die Geschichte ein Kampf der Klassen sei, ist tief ins moderne Bewußtsein gedrungen. Auch die Parteien, in denen der Heroenkult am meisten heimisch ist, untersuchen — in-
konsequent genug — bei einer Wahl ihren Kandidaten nicht auf seine geistige Bedeutung oder sonstiges Heldentum, sondern fragen ihn sehr praktisch und sehr richtig den ökonomischen Katechismus ab. Sie handeln genau im Sinn der Geschichtsauffassung, die die Welt nicht aus einzelnen Menschen, sondern vielmehr die einzelnen Menschen aus der Welt ableitet. Daß sie dabei ihre politischen Thaten theoretisch verlegnen und gelegentlich Heroenbegeisterung agieren, hat zwar seine sehr guten Gründe, aber doch keinen, der unsere Anschauung zu widerlegen vermöchte.

Unsere Zeit sieht den Helben nicht mehr als den unbedingten Schöpfer der Geschichte; sie sieht ihn vielmehr als die zwar machtvolle, aber bedingte Persönlichkeit, die im letzten Grunde denselben historischen Gesetzen untersteht, die allen Sterblichen gemein sind. Das mag heute eine unscheinbare Erkenntnis sein, weil sie Gemeingut so vieler geworden ist, aber es schlummert in ihr schwerwiegende ästhetische Folgen. Die Dichter, die die historischen Persönlichkeiten im Heroensinne nahmen, mußten im Menschen den Helben suchen. Sie mußten den Charakter, der ihr Vorwurf war, wachsen lassen, — so riesenhaft wachsen lassen, daß er den Sterblichen entwand. Oder sie mußten ihn zu einer „verkörperten Idee“ erstarren lassen, wobei er dann wiederum als Mensch starb und den Sterblichen im Parkeit fremd wurde. Dabei entstanden dann jene pompösen Helben, die (wie Shakespeares Cäsar) sozusagen immer mit ihrem Lorbeertranz spazieren gehen und auch dann in historischer Größe die Stimme rollen lassen, wenn sie mit ihrer Frau auf einige Stunden allein sind. Oder es entstanden jene eiskalten Typen, denen einer Idee zu Liebe das Blut abgezapft worden war, und die uns dann in ihrer Starrheit erschreckten. In diesem Stil ist heute kein Drama mehr zu schreiben. Die geistesreichen Helben ergreifen uns nicht, weil wir wissen, daß die Welt nicht von Göttern — und wären sie noch so pompös — bewegt wird. Die kalten Abstraktionen bleiben uns fremd, wie Gesichte, die auf eiserne Formeln reduziert wurde, während wir Leben und Kampf und Wunden schauen wollen. Der moderne Dichter, der den Helben im Zusammenhang des Ganzen betrachtet und ihn abhängig weiß, wird anders schreiben müssen. Er wird — seiner Geschichtsauffassung treu und im geraden Gegensatz zu den Klassikern — im Helben den Menschen suchen und finden. Die moderne Geschichtswissenschaft entschleierte ihm Triebkräfte der Entwicklung, die man früher nicht kannte. Was sonst ein wirrer Wust von Zufälligkeiten war, löst sich in Notwendigkeit auf und empfängt damit die dichterische Weihe; denn das Drama hat es, so streng wie keine andere Kunst, mit der inneren Notwendigkeit des Geschehens zu thun. Auf dem tiefen Hintergrund dieser Notwendigkeit sieht nun der Dichter seinen Helben, umringt vom Kampf und Drang der sich widerstreitenden Kräfte. Er kann ermessen, was ihn emportrug und kann ermessen, was ihn hinunterstürzte. Er kann demnach sein Verdienst würdigen und um seinen Untergang die bleiche Glorie der Tragik schleiten. Den pomphaften Theaterhelben und kalte Abstraktionen braucht er nicht. Sein Held ist ein Mensch, der kämpft und leidet wie andere Sterbliche auch; nur daß er in einer Stunde handelt, in der schwere Entscheidungen fallen. Er blickt tiefer als andere, aber er braucht darum nicht (eben weil von ihm nichts Wunderbares verlangt wird) ins Mystisch-Wunderbare zu wachsen, sondern kann den tieferen Blick mit der Fähigkeit des tieferen Leidens bündeln. Er kann den kleinen menschlichen Dingen fern sein und braucht doch nicht zu einem kalten Typus zu erstarren. Er bleibt — wie erhaben auch sein historischer Verus sei — in jedem Betracht ein Mensch, der mitten im Leben stehen kann, weil ihm niemand die Verpflichtung auferlegt, das Leben selbst aus eigener Machtvollkommenheit zu schaffen. In diesem Stil, der notwendig mit der modernen Geschichtserkenntnis zusammenhängt, ist heute ein historisches Drama allerdings möglich; aber vorläufig schläft es allerdings noch den Dornröschenschlaf. —

E. S.

— Krabbenfang an der schleswig-holsteinischen Westküste. Die kleinen zehnfußigen Krebsstiere, unter den Namen Krabben, Porren, Krant, Granat, Crebette, Schrimps gehend, in der Wissenschaft Gammele genannt, werden in der Nordsee bis zu acht Centimeter lang, sind im Wasser glasartig, außerhalb desselben von graugrüner Farbe. Bei kühlen Wetter liegen sie auf dem Meeresgrunde in dichten Haufen, bei großer Wärme steigen sie in die höheren Wasserschichten auf. Ihre Laichzeit fällt in das Ende des Augustmonats und in den September. Trotzdem das Gewicht einer mittelgroßen Krabbe kaum ein Gramm beträgt, ist das Tierchen besonders in den letzten Jahren ein Faktor in dem Erwerbtleben der schleswig-holsteinischen Küstenbewohner geworden. Den Wohlgeschmack und Nährwert hat man schon lange geschätzt, aber bei den beschränkten Verkehrsmitteln früherer Zeit war ein Versandt auf weite Strecken nicht möglich. Damals, d. h. noch vor etwa zehn Jahren, gingen in der Regel nur alte Männer und Frauen mit Korb und Ketschernez zur Ebbezeit auf das Gratt hinaus, durchwateten stundenlang die sogenannten Prielen, die natürlichen Wasserrinnen in den Gratten, das große, an einem Holzrahmen befestigte Netz mittels hölzerner Stieles vorsich her schiebend. Im eigenen Orte oder höchstens auf den nächsten Dörfern brachte man die sofort gefochte Ausbeute zum Verkauf, drei bis vier Pfennige das Pfund.

Mit dem Bau der Marschbahn dehnte sich jedoch der Krabbenhandel bis nach Hamburg und Kiel aus. Der vermehrte Nachfrage konnte mit der alten Fangweise nicht mehr genügt werden. Im Jahre 1882 ging von Büsum der erste Krabbenkutter, ein Segelschiff mit einem Mast, mit Groß- und Kleerversegel in See, und heute liegen bereits dreißig im Büsumer Hafen. Zwei- bis dreitausend Mark kostet das von zwei Personen bediente Fahrzeug. Vom Monat März an bis in den Oktober hinein segelt die Flotte mit wenigen Ausnahmen, wenn es nämlich gar zu stürmisch ist, alltäglich hinaus vor die Büsumer Bucht, um die Krabbennetze auszuwerfen.

Den Möven gleich fliegen die leichten Fahrzeuge mit gespannten Segeln in langer Kieellinie aus dem Hafen hinaus. Draußen wird die Kurve, ein sackförmiges, nach hinten sich verjüngendes Netz, an langen Leinen von der Seite des Schiffes aus ins Meer hinabgelassen. Der vordere Teil des Netzes wird rechtwinklig weit offen gehalten, oben durch ein lauges Stück Rundholz, an den Seiten durch zwei Winkelisen, die das vorgedachte Rundholz in Oesen halten und die unten durch eine mit Leinwand umwickelte eiserne Kette miteinander verbunden sind. Die schwere Kette zieht die Netzöffnung auf den Meeresgrund hinab, oft bis zu einer Tiefe von zehn Faden. Wenn dann das Schiff langsam vor dem Winde treibt, das Netz am Meeresgrunde hinter sich her schleppend, springen die in dichten Scharen den Grund bedeckenden Krabben vor der Kette auf und geraten in das vorrückende Netz.

Die tägliche Fangzeit richtet sich genau nach der Flut. Die Kutter müssen mit beginnender Ebbe hinausfahren, eine Stunde bis zwei Stunden segeln, um an die Fangplätze zu kommen, und mit dem Eintritt der Flut wieder heimkehren. Auf der Rückfahrt werden die gefangenen Krabben lebendig in einen mit Seewasser gefüllten eisernen Topf (Graben), den jedes Schiff an Bord führt, geworfen, sofort gefoch, gesiebt, und wenn die Zeit und der Seegang es gestatten, auch gleich in Körbe verpackt. Im Hafen stehen meistens schon die Karren bereit, um die Körbe geraden Weges an die Eisenbahn zu befördern; der größere Teil geht nach Hamburg und Kiel. Doch versendet man sie neuerdings auch in dichtverschlossenen Blechbüchsen auf weitere Entfernungen.

Jeder Kutter macht am Tage eine Ausbeute von 50 bis 400 Pfund, für das Pfund wird ein Durchschnittspreis von 10 Pfennig erzielt. So kommen allein aus Büsum, dessen Ausbeute doch nur einen kleinen Bruchteil dieser an den Küsten der Nordsee gefangenen Kruster ausmacht, alljährlich über 400 000 Pfund zum Verkauf, das sind mehr als 200 Millionen Stück der Tierchen. —

(„Nöln. Volksz.“)

— Wie soll man im Eisenbahnwagen sich schlafen legen?

Dr. Dutten rät den Eisenbahnreisenden, wenn sie Schlaf suchen, sich so zu legen, daß der Kopf gegen die Lokomotive gerichtet ist. In dieser Lage werde das Blut durch die Bewegung des Zuges aus dem Kopfe getrieben, was demselben einen leichteren und ruhigeren Schlaf verschaffe. Wenn man dagegen, wie gewöhnlich geschehe, die Füße gegen die Lokomotive richte, so ströme das Blut aus dem Unterkörper nach dem Kopfe, verschende den Schlaf und bringe in vielen Fällen heftige Kopfschmerzen hervor. Dutten gründet diese Ansicht auf seine eigene Erfahrung und auf die Erfahrung langjähriger Reisenden, welche die von ihm angegebenen Regeln allgemein und längere Zeit beobachteten. In Falle eines Zusammenstoßes würde der Kopf einem empfindlichen Stoße ausgesetzt sein, während die Füße mit ihren elastischen Sehnen viel weniger darunter leiden. —

Kulturgegeschichtliches.

gk. Ein „Jahrhundert der Neurasthenie“ war das sechzehnte, das in vielen Beziehungen überraschende Ähnlichkeiten mit dem unsrigen aufweist. In einer gewissen Studie stellt ein französischer Arzt eine Reihe von Zeugnissen zusammen, in denen sich dieser Charakter der damaligen Zeit scharf ausprägt.

Die äusseren Bedingungen zeigen manchen den heutigen gleichen Zug, und diese brachten dieselben Wirkungen hervor. Die Erfindung und Entwiklung der Buchdruckerkunst war der Grund, daß eine Art geistiger Trunkenheit, einer „heiligen Orgie“ sich der Geister bemächtigte. Man wollte alles lesen, alles wissen. „Die ganze Welt“, schreibt Gargantua, der Held des Rabelais, an seinen Sohn Pantagruel, „ist voll Gelehrter, Präceptoren, geräumiger Buchhandlungen. Ich sehe, daß auch die Räuber, die Stallknechte und die Abenteurer jetzt gelehrter sind als die Doktoren und Prediger zu meiner Zeit. Was soll ich sagen? Auch die Frauen und Mädchen trachten nach dem Ruhm und dem himmlischen Ranna der Gelehrsamkeit“. Pantagruel will dem auch, gemäß dem Wunsch seines Vaters, Griechisch, Latein, Hebräisch, Chaldäisch, Arabisch, Kosmographie, Geometrie, Arithmetik, Musik, Astronomie, Rechtskunde studieren; es soll kein Meer, keinen Bach, keine Quelle geben, dessen Fische er nicht kennt; ebenso will er alle Vögel in der Luft, alle Bäume, Sträucher und Früchte der Wälder, alle Kräuter der Erde, alle Metalle, die in den Tiefen der Abgründe verborgen sind, die Steine des Orients und des Südens, — und endlich die Bücher der Mediziner, in welchen Sprachen sie auch geschrieben seien, kennen lernen. Ein ähnliches Programm, wie das von Gargantua aufgestellte, wurde auch für die gewöhnlichen Sterblichen wirklich gegeben. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die Studienordnungen der Gymnasien und Universitäten des 16. Jahrhunderts anzusehen. Gargantua hat auch mit seiner Bemerkung über die Frauen recht. Von Kindheit an unterwarf man sie derselben Ordnung wie die Männer, sie lernten damals Latein, Griechisch und Hebräisch; an den Akademien gab es eine Reihe von Frauen und zu der Uebertreibung der geistigen Kultur gesellte sich die Uebertreibung auf anderen Gebieten, ein grober Luxus, die Leidenschaft für prunkende Kleider und Schmucksachen, die Freude an rauschenden Festen. Die Menschen, die so lebten, konnten der Neurasthenie nicht entgehen. Es liegen eine Anzahl von Zeugnissen der Historiker und Aerzte des 16. Jahrhunderts vor, die die seelische Verfassung jener Zeit genau in diesem Lichte schildern. Wirklicher aber sind die unmitttelbaren Zeugnisse, die uns erhalten sind: die Porträts der Männer und Frauen aus der damaligen Zeit. Wenn man durch den Louvre, wie überhaupt durch alle Museen Europas geht und sich die Porträts daraufhin ansieht, so könnte man eine wahre „Zoonographie von Neurasthenikern des 16. Jahrhunderts“ zusammenbringen. Im Louvre der „Mann mit dem schwarzen Barett“: diese düsteren Augen, der hohle und verzweifelte Blick, der schmerzhaft verzogene Mund und der schlaff herabhängende Arm — ein Neurastheniker! Clouet ist vor allen anderen der Maler dieser Opfer von Gelehrsamkeit und Luxus, der Wesen, die mit einer letzten Anstrengung ihrer abgemagerten Glieder sich aufrichten zu wollen scheinen unter der Last der Kleinodien und Prunkstücken, von denen sie erstickt werden; ihre weißen Hände sind übermäßig schlant, nur mit Mühe zirkuliert das Blut unter der welken Haut, ihre Lippen sind blutleer, man könnte sie für Wachsfiguren halten, und Leben ist bei ihnen nur noch in ihren fiebernden Blicken. Sie haben ein mattes Lächeln und kraftlose Gesten. Wie auf diesen Bildern so erscheinen diese Neurastheniker auch auf gewissen Porträts des Velasquez im Prado und auf den seltsamen Porträts des Lorenzo Lotto, der die krankhafte Schwäche, den Widerwillen gegen jede Kraftanstrengung, den „Schiffbruch des Willens“, besonders in dem Bilde eines jungen Mannes in Wien, so ergreifend dargestellt hat. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Eibe noch auf ursprünglichem Standorte in Thüringen weist Professor Dr. Fr. Thomas in Ohrdruf in den „Thüringer Monatsblätter“ nach. Der Standort ist der Beronitaberg (oder Frohnberg, wie der Anwohner sagt) bei Seyda. Man sieht den Abgang desselben von der Haltestelle Martinroda aus. Die Eiben, etwa 150 Stüd, bilden keinen geschlossenen Bestand, sondern stehen unter dem Laubholz, meist Rothbuchen, zerstreut. Die stärkste von Thomas beobachtete Eibe maß 1 Meter, über dem Boden 121 Centimeter (entsprechend 88,5 Centimeter Durchmesser), 1,5 Meter über dem Boden 114 Centimeter (86 Centimeter Durchmesser), ist also im Vergleich zu anderen in Deutschland bekannten Eibenstämmen schwach zu nennen. —

Technisches.

en. Eine wichtige Neuerung für Eisenbahnen ist neulich zum erstenmale an einem Zuge der Londoner Stadtbahn erprobt worden. Es handelt sich um einen Apparat, der dem Zugsführer die Möglichkeit giebt, durch Bewegung eines Hebels von seinem Abteil aus alle Thüren des Zuges zu schließen. Der Apparat, der die Bezeichnung „Fraser Eisenbahnhür-Controllor“ führt, wird durch komprimierte Luft betrieben, die nach unter dem Wagen befindlichen Cylindern hingepreßt wird. Durch eine Kombination von Hebeln und Federn schließen sich dann die offenen Thüren von selbst, und zwar geht dies allmählich vor sich, daß keine Verletzungen von Passagieren vorkommen können. Wenn z. B. jemand die Hand oder einen Finger zwischen die Thürsuge halten würde, so würde er keine Quetschung davontragen, sondern die Thür würde einfach nicht ganz schließen, bis das Hindernis beseitigt ist. Der Apparat kann in Verbindung mit der Luftbremse gesetzt oder durch eine besondere Luftpumpe betrieben werden. —

— Die fast tropische Hitze, die jüngst in Schweden herrschte und bei vielen Brunnen einen Wassermangel hervorrief, hat, wie der „Voss. Jtg.“ aus Stockholm berichtet wird, wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Nordenstjöldischen Diamantbrunnen gelenkt. Auf Anregung des Professors Nordenstjöld sind in den verschiedensten Teilen Scandinaviens Bohrungen im Felsboden ausgeführt worden, wodurch man sehr ergiebige, vorzügliches Wasser liefernde Brunnen erhielt. Namentlich erweisen sich die Nordenstjöldischen Diamantbrunnen als sehr segensreich für Leuchtfeuer- und Lotseinstationen, die sich auf Klippen und Felseländen befinden. Von Interesse ist nun, ob diese im Urgestein gebohrten Brunnen bei großer Hitze Veränderungen zeigen oder stets die gleiche Menge Wasser geben. In Stockholm befinden sich zwei große Fabriken, auf deren Grundstücken im Granit Diamantbrunnen gebohrt worden sind. Auf beiden Stellen haben die Brunnen eine Tiefe von 34 Meter. Die über dem Granit liegende Erdschicht ist nur 1 1/2 Meter dick, der übrige Teil des Brunnens ist im Gestein gebohrt. Aus dem Brunnen wird Tag und Nacht stündlich eine 2000 Liter große Wassermenge gepumpt, ohne daß sich eine Verminderung gezeigt. Es ist berechnet worden, daß die Brunnen in der Stunde 4000 Liter Wasser geben können, doch braucht man nicht die ganze Wassermenge auszunutzen. Was die Beschaffenheit des Wassers betrifft, so zeigte sich nicht die mindeste Veränderung. Die Temperatur hält sich auf etwa 7—8 Grad Cels., und das Wasser ist völlig klar, sowie geschmack- und geruchsfrei. Seit Anwendung der Diamantbrunnen hat man bei den betreffenden Fabriken in gesundheitlicher Beziehung eine vorteilhafte Wirkung verspürt. —

Humoristisches.

— Ein merkwürdiges Bad. Einem genesenden Bauern verordnete der Arzt ein kaltes Bad. Auf die erfolgte Nachfrage andern Tags wurde ihm die Auskunft, daß sich der Patient bedeutend schlechter befinde. Als der Arzt hierüber seine Verwunderung der Bäuerin gegenüber aussprach, sagte diese, sie vermute die Ursache der Verschlechterung darin, daß beim Baden der Strid abgerissen sei. „Was“, sagte der Arzt, „der Strid ist abgerissen? Was hat denn ein Strid mit dem Bade zu thun?“ „So, wissen S“, sagt die Bäuerin, „Herr Dokta, weil ma loa' Bodwonna g'habt ham, so ham ma' n' halt mit an Strid in Ziagbrunna obiloff'n, und da is uns da Strid o'g'riss'n!“ — („Flieg. Bl.“)

— Gütlich entgleist. „Sagen Sie, Herr Oberexpeditor, wurden auch Personen bei der Entgleisung verletzt?“ „Etliche vier; aber Gott sei Dank keine Dienstvorschrift.“ — („Simpl.“)

Notizen.

— Die Goethe-Feier der Berliner Theater. Für Montag, den 28. August 1899, lautete der Theaterzettel: Opernhaus: Geschlossen. Schauspielhaus: Iphigenie auf Tauris. Neue Oper (Kroll): Die Fledermaus. Deutsches Theater: Geschlossen. Lessing-Theater: Im weißen Rössl. Residenz-Theater: Der Schlafwagen-Controleur. Zum Einsiedler. Theater des Westens: Der Milado. Neues Theater: Kivito. Schiller-Theater: Der Trompeter von Säckingen. Central-Theater: Der Heiratsmarkt. Luise-Oper-Theater: Glyserion. Der Kammerlater. Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater: Germinal. Ostend-Theater: Die Kubanerin. —

— Bei der von der „Frankf. Jtg.“ ausgeschriebenen Preisbewerbung für einen Festzug zum 150. Geburtstag Goethe's liefen 273 Einwendungen ein. Der Maler Professor Hermann Frehe in Dresden erhielt den ausgeschlagenen Preis von 300 Mark. —

— Menzel hat bei einem Sturz in Rissingen Verletzungen am Kopfe, eine Auskuglung des Gelenklopfes an der rechten Schulter und einen Schlüsselbeinbruch erlitten. —

— Bei den Brügger Hafenarbeiten wurde in einer Tiefe von sieben Metern ein Schiff freigelegt, daß der vorchristlichen Zeit angehört. Das aus Eichenholz gefertigte Schiff ist 150 Meter breit und 10 Meter lang. Der in vier Teile zerbrochene Mast muß 7 bis 8 Meter Höhe gehabt haben. Das Schiff muß zu einer Zeit an dieser Stelle untergegangen sein, in der das Meer noch diesen Teil Flanderns bedeckte. —

— In Wladivostok wird noch in diesem Sommer ein Pasteur-Institut mit Stationen für Tollwut, Scheintod, Venenpest und andere asiatische epidemische Krankheiten eröffnet werden. —

t. Neue Petroleumlager wurden in der canadischen Provinz Ken-Braunschweig entdeckt. —

— Verschluden bei Kindern. Es ist ganz verkehrt und zwecklos, wenn man beim Verschluden den Kindern auf den Rücken klopf. Ein einfaches Mittel besteht, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, darin, daß man die beiden Hände des Kindes faßt und die Arme gestreckt nach oben hält. Dadurch erweitert sich die Brust, so daß das Uebel augenblicklich verschwindet. —